

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Sendschreiben von den gewöhnlichen Trostgründen, bey dem frühzeitigen Absterben eines Kindes, an ... J. C. von Ötken auf Bardenfleth, wie Dero jüngstes Söhnlein in Oldenburg mit Tode abgegangen, zur ...

Herbart, Johann Michael

Hamburg, 1740

VD18 13154354

urn:nbn:de:gbv:45:1-19827

Sendschreiben

von den

gewöhnlichen Trostgründen,

bey dem frühzeitigen Absterben eines Kindes,

an

Ihro Hochwohlgebohrnen

den Königl. Herrn Statsrath

H. S. von Stfen,

auf Bardenfleth,

wie

Der jüngstes Söhnlein

in Oldenburg mit Tode abgegangen,

zur

Bezeugung seines herzlichhen Beyleides

verfasser

von einem

+ J. M. Herbart.

dem Stfenschen Hause

unterthänig-verpflichteten Diener.

Hamburg, gedruckt bey Conrad König, E. Hochelien Rahts Buchdrucker.





Handwritten text, mirrored from the reverse side of the page.

B.I.G.

Farbkarte #13

Cyan	Green	Yellow	Red	Magenta	White	3/Color	Black
------	-------	--------	-----	---------	-------	---------	-------

8 7 6 5 4 3 2 1 0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19



Hochwohlgebohrner Herr,
Höchstgeehrter Herr Statbrath,
Hoher Gönner!

Sow. Hochwohlgebohrnen sind durch
das frühzeitige Absterben eines Hoffnungs-
vollen Söhneins sonder Zweifel aufs emp-
findlichste gerühret worden. Die Liebe der
Eltern gegen die Kinder lässet sich nur empfin-
den, aber nicht beschreiben. Ein Kind, das
durch seinen übelgebiterten Leib, alberne Reden und Geberden,
bey andern Menschen, Verachtung, Eckel und Verdruf er-
wecket,

wecket, findet dennoch Liebe bey seinen Eltern, und vergnügt dieselben durch seine Gegenwart. Es ist in ihren Augen ein Schatz, welcher die halbe Welt am Werthe übertrifft. Es muß demnach ein Kind, in dessen wohlgebildetem Leibe ein kluger Geist wohnet, und aus dessen sittsamen Geberden zugleich ein aufgewecktes Gemüth hervorleuchtet, die natürliche Liebe der Eltern ohnstreitig verdoppeln. Ist überdem eine reizende Freundlichkeit mit einem freudigen Gehorsam verknüpft; so bekömmt diese Liebe täglich einen neuen Zusatz. Die Eltern vergnügen sich nicht nur an dem gegenwärtigen Guten, so sie an demselben erblicken, sondern sehen noch dazu, mit allem Rechte, durch ein Fernglas in die künftige Zeiten. Dasselbst stellen sich ihnen von weiten alle die herrlichen Früchte dar, so sie in ihrem Alter von dem Wohlverhalten des Kindes einzuernden gedenken. **Ev. Hochwohlgebohrnen** Konnten mit gutem Grunde sich bey dem seligen Kinde solche angenehme Vorstellungen machen. Der Neid selbst durfte es nicht wagen, **Dieselben** des Lasters der Eigenliebe zu beschuldigen.

Der Tod aber macht einen plötzlichen Riß. Er wirft das unschätzbare Gut, das ungemeyne Vergnügen und die süßeste Hoffnung in einen Sarg, den die Menschen in die Erde verbergen, damit dessen Anblick ihnen keinen Eckel und Abscheu verursache. Es wäre ja wohl kein Wunder, wenn durch einen so harten Streich das Herz der Eltern durch und durch verwundet wäre, und sich ganz verblutete. Ich weiß wohl, daß mancher Vater so wohl mit Worten als mit freymüthigen Geberden andere bereden will, der Verlust seines Kindes gehe ihm nicht sonderlich zu Herzen. Es ist aber dieses entweder eine gekünstelte Großmuth, oder eine barbarische Unem-

Unempfindlichkeit, da weder das Vergnügen, noch der Schmerz einen Maß finden kan. Die Eltern sind entweder über den Verlust ihrer Kinder betrübt, oder sie müssen bey dem Gegentheile gestehen, daß sie dieselben nicht lieb gehabt: welches aber mit ihrer wesentlichen Eigenschaft keinesweges übereinstimmt. Wenn wir nur auf dasjenige genau merken wollten, was in unserer Seele vorgehet; so würden wir bald gewahr werden, daß Liebe und Haß, Freude und Traurigkeit, Vergnügen und Schmerz, eben so wohl ihre abgemessene Grade haben, als Kälte und Wärme an einem Wetterglase. So groß die Freude bey uns ist, wenn wir einen alten Freund unvermuthet wieder zu sehen bekommen; so groß ist die Traurigkeit, wenn wir uns wieder von ihm trennen sollen. Könnten wir uns bey solchen moralischen Dingen einer Waagschale bedienen; so würden wir gewiß befinden, daß der Schmerz bey Verlust einer angenehmen Sache von eben dem Gewichte sey, als das Vergnügen bey dem Besiz derselben gewesen. Wir können daher aus dem vorhergehenden Zustande eines Menschen auf den folgenden ohne Mühe schließen. Nehmen wir wahr, daß ein zur Wollust geneigter Mensch sich über eine seltene Blume in seinem Garten ausserordentlich freuet, so können wir uns gewiß vorstellen, daß es ihn eben so sehr schmerzen werde, wenn eine muthwillige Hand dieselbe verletzen würde. Sehen wir, daß jemand sich über eine rare Münze, so ihm geschenkt wird, bey dem ersten Anblicke überaus freudig bezeiget, solche aber bald hinleget, und sich wenig mehr darum bekümmert; so können wir gewiß seyn, daß der Verlust derselben ihn zwar im Anfange empfindlich kränket, solche Kränkung aber nur eine kurze Zeit dauern werde. So hoch demnach das Vergnügen über wohlgeartete Kinder gestiegen; so tief dringt der Schmerz in die Seele bey dem Verlust derselben.



Der menschliche Witz erweist sich sehr geschäftig, die Krankheiten des Leibes, auch die hartnäckigsten, theils zu lindern, theils aus dem Grunde zu heilen. Bey moralischen Krankheiten, da die Seele durch allerhand traurige und schmerzhaftige Vorstellungen empfindlich gequälet und gefoltert wird, ist die Sorgfalt der Menschen nicht geringer. Doch mit einigem Unterscheide. Bey jenen bedienet man sich mehr theils nur eines Arztes; bey diesen aber will jedermann die Arzeneykunst verstehen. Ein jeder hat seine eigene Vorschrift, und eine besondere Art zu curiren, dadurch wird das kranke Gemüth oft in solche Verwirrung gesetzt, daß die Schwachheit nicht selten um ein merkliches vermehret wird. Doch es werden hiedurch nicht alle Trostmittel verworfen. Es verschaffen allerdings einige eine ziemliche Linderung, obgleich die Krankheit nicht ganz gehoben wird. Meine gegenwärtige Betrachtung erstrecket sich nicht auf alle schmerzhaftige Empfindungen, die unsere Seele in verschiedenen Zufällen erdulden muß; sondern nur auf diejenigen, so bey dem Absterben lebenswürdiger Kinder in uns erregt werden. Hier entstehet der Schmerz lediglich aus der gänzlichen Entfernung eines Gutes, so uns so viel Vergnügen gebracht. Soll dieser Schmerz gehoben werden; so müssen wir entweder das verlorne Gut wieder bekommen, oder es muß die Annehmlichkeit desselben nachgerade aus unserm Gedächtnisse verschwinden. Wo ist aber ein Trostgrund zu finden, der dieses in einem Augenblicke ins Werk richten kan?

Die Heydnischen Weltweisen lieffen sichs sehr angelegen seyn, mit allen ersinnlichen Trostgründen ihre betrübten Freunde aufzurichten. Eine Probe davon, die sich sonderlich hieher schicket, finden wir in dem Briefe, darinn Sulpicius dem Cicero, der durch den Tod seiner geliebten Tullia

in

in die eufferste Bekümmerniß gefezet war, zu befriedigen fuchet. Er gibt dem betrübten Vater einen jämmerlichen Abriß von dem damahligen verwirrten Zustande des römischen Staats, dagegen der Tod seiner Tochter vor nichts zu achten sey. Gewiß ein schlechter Trost! das ist eben so viel, als wenn man eine Wunde durch die andere heilen wollte. Er gibt ihm zu betrachten, daß seine Tochter ein Mensch und folglich sterblich gewesen, und daß noch viele grössere Werke der Welt zu Grunde giengen. In dieser Wahrheit hatte der gute Cicero wohl niemahls gezweifelt; und ich werde nicht irren, wenn ich behaupte, daß eben diese Wahrheit dem ohne dies furchtsamen Cicero Zeit seines Lebens manchen traurigen Gedanken erreget. Wie sollte sie denn nun ein Mittel abgeben, die Traurigkeit zu lindern? Es ist wohl nichts zerbrechlicher, als Glas. Wer kan aber mit gleichgültigen Gemüthe ansehen, wenn diese zerbrechliche aber auch nützliche Waare wirklich in Stücken geschlagen wird? Sulpicius mochte selbst urtheilen, daß dieses Mittel allein nicht zureichend wäre: Er verbessert also sein Recept mit verschiedenen Zusätzen. Er führet seinem geliebten Cicero zu Gemüthe, seine Tochter habe so lange gelebet, als es ihr nützlich gewesen, sie habe ihn, als Stadtrichter, Bürgermeister und Wahrsager gesehen, sie habe alle Glückseligkeit genossen, und nun habe sie mit dem Untergang des Staats ihr Leben geendiget. Es gibt aber der betrübte Vater in seiner Antwort selbst nicht undeutlich zu verstehen, daß dieses Trostmittel schlechte Wirkung habe, und seinen Schmerz noch um ein grosses vermehre. **EW.** **Hochwohlgebohrnen** werden dem bekümmerten Cicero gerne beystimmen und gestehen müssen, daß das Gegentheil **Dero** Gemüth vielmehr merklich beruhige. Sieng der römische Staat zu Grunde; so leben wir in einem Reiche, das täglich



täglich mit frischen Blüten pränet. Musste Cicero nach Verwaltung des höchsten Ehrenamtes herunter rücken; so leben wir unter dem Scepter eines Monarchen, der nicht ermüdet, wohlverdiente Männer von einer Ehrenstufe auf die andere zu erheben. Cicero hatte wohl eher selbst aus den trüben Quellen der Stoischen Weisheit Trost geschöpft, und solchen andern als ein kräftiges Mittel vor die Traurigkeit vorgeschrieben. Sulpicius erinnert ihn dessen. Allein der arme Cicero hat dieses ohne Zweifel so unkräftig befunden, daß er überzeugt worden, wie vergeblich seine Mühe gewesen, wenn er andere trösten wollen.

Die Christen haben hierinn ohnstreitig einen herrlichen Vorzug vor den Heyden. Sie haben eine Freystadt, dahin sie ihre Zuflucht nehmen können, welche den Heyden verschlossen ist. Die göttliche Offenbarung schärfet ihren Verstand, daß sie die Eigenschaften des göttlichen Wesens und die Ordnung der Welt viel vollkommener einsehen lernen. Alle so genannte Glücksfälle und Unglücksfälle sehen sie in der gütigen, heiligen, und weisen Vorsehung Gottes von Ewigkeit her gegründet. Kommen ihnen gleich viele besondere Umstände im Anfange bedenklich vor, daß sie auch in ein tiefes Nachsinnen verfallen; so begreifen sie sich doch bald wieder; sie erkennen, daß sie anders urtheilen würden, wenn ihr Verstand so weit reichte, daß sie die weiseste Verknüpfung aller Dinge übersehen könnten. Kurz: sie besinnen sich, daß sie in einer Ordnung stehen, die die Weisheit Gottes, als die beste erwehlet. Indem ich aber diese Betrachtung als einen Trostgrund anpreise; so will ich keinesweges behaupten, daß der Schmerz, den uns der Tod unserer Kinder verursacht, dadurch ganz weggenommen werde. Es ist derselbe so natürlich, als die Schmerzen bey vielen Ster-

79
Sterbenden, welche der Leib nicht aufhöret zu empfinden, obgleich die Seele den Himmel offen siehet, und die Herrlichkeit, zu deren Genuß sie bald gelangen soll, schon von weiten erblicket. Allein diese Betrachtung erquicket doch den Betrübten, sie lindert die Schmerzen, sie dämpfet die Ungedult, sie mäßiget die erhitzten Gedanken, und setzet das leidende Gemüth in einigen Schlummer.

Die Christen finden auch einen nicht geringen Trost in der gewissen Hoffnung, daß sie ihre Kinder wieder sehen werden, und daß indessen ihr Zustand höchstglücklich sey. Man sollte meynen, diese ungezweifelte Hoffnung wäre vermögend, den Schmerz gänzlich zu tilgen. Es ist ja nichts seltenes in der Welt, daß erwachsene Kinder sich von ihren Eltern entfernen; und die Eltern freuen sich, daß ihre Kinder in der Fremde glücklich seyn. Ein Vater ängstiget sich zwar mit einigen sorgfältigen Gedanken, wenn er seinen Sohn auf die hohe Schule schicket, weil er sich die Gefahr vorstelllet, darein junge Leute gerathen können. Die Trennung selbst verursachet ihm keine sonderliche Unruhe. Die Hoffnung, den Sohn nach einigen Jahren wieder zu sehen, ist ein bewährtes Mittel wider die Traurigkeit. Warum ist denn nun diese Hoffnung von so schlechter Wirkung bey dem Absterben der Kinder? Die Ursache ist leicht zu errathen. Es sind bey diesen verschiedenen Fällen verschiedene Wege, durch welche die Eltern und Kinder wieder zusammen kommen. Wollen die Eltern ihre verstorbene Kinder wieder sehen, so müssen sie selbst vorher sterben. Dieser Weg kommt der menschlichen Natur sehr beschwerlich vor: und das macht denn, daß die Hoffnung des Wiedersehens das Gemüth nicht völlig von der Unruhe befreyen kan. Nichts ist kräftiger, den Verstand des Menschen zu überzeugen, als die sinnliche Empfindung oder wirkliche Erfahrung. Auch hieran

B

fehlet



fehlet es hier. Kein sterbliches Auge hat je gesehen, daß die Verstorbenen im Reiche der Unsterblichkeit einander wieder gefunden. Daher kommt es, daß die Ueberzeugung in diesen Dingen nicht lebendig genug ist, obgleich Vernunft und Offenbarung diese Wahrheit bestätigen. Und hieraus lästet sich ebenfalls erklären, warum die Hoffnung, daß unsere Kinder in den glücklichsten Zustand versetzet worden, und daß wir auch dereinst zu ihnen gelangen werden, nicht die gewünschte Wirkung hat. Doch müssen wir allerdings gestehen, daß durch ein stilles und tiefes Nachdenken die Vorstellung des Zukünftigen immer lebhafter werden, und folglich zur Linderung des Schmerzens ein grosses beytragen kan. So viel ist überhaupt gewiß. Dieser Trostgrund verbannet die übermäßige Traurigkeit, in welche die Heyden, so keine Hoffnung haben, nothwendig versinken müssen.

Vielleicht ist das auch ein kräftiges Mittel, wenn man denen, so über den Tod ihrer Kinder Leide tragen, zu Gemüthe führet, der liebe Gott wolle auch was gutes haben. Bey Einfältigen möchte dieser aus einer pöbelhaften Vernunftlehre geschöpfte Trostgrund einen Eingang finden; Vernünftige stopfen ihre Ohren davor zu, weil ihnen nichts mehr zuwider ist, als wenn man sich von dem höchsten Wesen so niederträchtige Begriffe macht. Man verweist solchergestalt den Allgegenwärtigen von der Erden und schliesset ihn in den Himmel ein. Ich mag die übrigen wunderlichen Folgen nicht berühren, die aus diesem ungegründeten Saze fließen.

Ein weit besseres Ansehen hat es, wenn man den Leidtragenden zu bedenken giebt, in der Jugend sey die beste Zeit zu sterben: Denn die Kinder wären frey von verdammlichen

lichen Lüsten, und würden noch nicht von den rasenden Affecten gequälert; sie giengen in lauter Unschuld einher, und folglich hätte man an ihrem ewigen Wohl nicht im geringsten zu zweifeln. Es ist dieses ein Trostgrund, der zu mancher Leichenrede und Trauergedichte überflüssige Materie hergegeben. Wer wollte sich daher unterstehen, demselben seine Kraft abzuspriechen? Doch es wird erlaubt seyn, eine kleine Erinnerung beyzufügen. Es gibt eine Art Vernunftschlüsse, die mehr beweisen, als sie beweisen sollen. Und wo ich nicht irre, so gehöret derselbe mit zu dieser Classe. Die höchste Weisheit ziehet immer das bessere dem schlimmern vor. Ist es nun wahr, daß es überhaupt besser ist, in der Jugend, als in dem Alter zu sterben; wie könnte man es denn mit der höchsten Weisheit reimen, daß die meisten Menschen ihre Jugendjahre überleben und zum Theil ein sehr hohes Alter erreichen? Es wird diese Folge niemand gerne zugeben; so muß aber auch niemand sagen, daß es überhaupt besser sey, in der Jugend zu sterben, als im Alter. Was würde ferner daraus folgen, wann das eingebildete bessere dem vermeynten schlimmern vorgezogen würde, das ist, wenn alle Menschen in der Jugend stürben? Die Antwort ist so leicht, daß ich nicht nöthig habe, solche hieher zu setzen. Jedoch ich finde ein Mittel, unserm verworfenen Trostgrunde seine Kraft wieder zu geben. Fragte man bey einem sich wirklich ereignenden Todesfall eines Kindes, ob es besser sey, daß es nun gestorben, als wenn es nach dem Wunsche der Eltern noch mehrere Jahre gelebet; so müste man nothwendig antworten, es habe der Weisheit Gottes so gefallen, daher müsse dieser frühzeitige Tod besser seyn, als ein langes Leben. So ist aber dieser Trostgrund nicht unterschieden von demjenigen, der von dem weisen Rath und Willen Gottes hergeleitet wird.



Hieraus erhellet nun, daß einige gewöhnliche Trostgründe ihrer Natur nach ganz unkräftig sind, andere aber die Schmerzen zwar lindern, aber nicht gänzlich aufheben.

So ist denn wohl das Leben der Menschen höchstleidend zu nennen. Ihre Seele wird oft mit den empfindlichsten Schmerzen angegriffen, und es ist kein einziges Mittel zu finden, dadurch dieselben völlig könnten gestillet werden. Solche Klagen schüttet oft die Ungedult aus. Wer sich angewöhnet hat, auf die Werke seines weisen Schöpfers zu merken, der wird auch in diesem Stücke gewahr, daß diese Klagen ungerrecht und verdamulich sind. Hätte die Seele eine solche Natur, daß sie sich immer eine Sache beständig vorstellen müste; so wäre ihr Zustand jammernswürdig, zumahl wenn die Vorstellung mit immerwährenden Schmerzen verknüpset wäre. Wir finden aber das Gegentheil. Die Seele hat eine Kraft, sich die Welt vorzustellen nach dem Zustande ihres Körpers, den derselbe in der Welt hat. O wie unzählige Veränderungen ereignen sich hierbey! Es vergehet fast kein Augenblick, da nicht die meisten Sinnen einen neuen Eindruck bekämen. Alle diese Veränderungen empfindet die Seele; ja sie empfindet sie nicht nur, sondern sie hat über dieses eine Kraft, selbige auf eine mannigfaltige Weise unter einander zu vermischen, und allerhand Schlüsse daraus herzuleiten. Es folget also immer ein Bild auf das andere, wie auf einem Schauplatze. Die ersten Bilder werden durch die folgenden verdeckt oder verdunkelt, oder wohl gar ausgelöschet. Die Gemüthsneigungen richten sich am meisten nach dem gegenwärtigen. Wer erkennet hieraus nicht das bewährteste Mittel, so der gütige Schöpfer wider die Schmerzen bey dem Verlust der Kinder in die Natur der Seele und der Welt selbst geleyet hat. Das ist mit einem Worte die Zeit, als die Reihe

der



der auf einander folgenden Dinge. Die Kunst kommt in vielen Dingen der Natur zu Hülfe: auch in diesem Falle thut sie gute Dienste. Die Natur bringt zwar in ihrer Ordnung ohnedem Veränderungen genug hervor; wir können aber solche durch die Kunst, daß ich so rede, oder durch unsere eigene Bemühung vermehren. Dieses geschieht, wenn wir gute Freunde besuchen, die einen aufgeweckten Geist haben, und unsere Aufmerksamkeit mit sinnreichen Reden beständig unterhalten; wenn wir gute Bücher lesen; wenn wir unsere Amtsverrichtungen und Hausgeschäfte mit allem Eifer vornehmen; wenn wir die guten Eigenschaften der noch lebenden Kinder uns lebhaft vorstellen. Die Erfahrung wird einen jeden lehren, daß ihn dieses mehr beruhigen werde, als wenn viele Wochen nach einander alle Tage frische Trostschriften einlaufen. Diese dienen nirgends zu, als daß sie die Wunde wieder aufreißen, und die Schmerzen erneuern.

Ich beruffe mich hierbey auf **Eu. Hochwohlgebohrnen**, als einen unverwerflichen Zeugen. Es ist dieses das siebende mahl, da **Dieselben** hiervon die betrübtte Erfahrung haben. Hat die ewige Vorsehung in ihren weisen und guten Rathschlägen auch auf meinen Wunsch gesehen: so müsse hier die siebende Zahl in der Wahrheit eine vollkommene Zahl heißen; sie müsse künftighin ohne Zusatz bleiben.

Eu. Hochwohlgebohrnen haben inzwischen meiner Trostgründe nicht nöthig. Die **Denenselben** beywohnende Weisheit ist eine reiche Quelle des süßesten Trostes. Die **Frau Gemahlin** kan den Verlust
würk



würklich ersehen; und die noch lebende Hoffnungsvollen Kin-
der, besonders die beynah erwachsene Herren Söhne,
können **Em. Hochwohlgebohrnen** so viel gutes vor
Augen stellen, daß der erlittene Verlust fast nicht mehr em-
pfunden werden, noch in Betrachtung kommen kan. Der
Höchste erhalte **Dero** hohes Haus; Er vermehre die
Glückseligkeit desselben von Tage zu Tage. Ich aber em-
pfehle mich **Dero** beständigen Wohlgedogenheit, und ver-
harre mit tieffter Ehrerbietung

Em. Hochwohlgebohrnen

Anterthänig; gehorsamster
Diener,

N. N.





§. I.

Per eximia sacrae religionis revelatae praestantia a) inter alia vel inde patet, quod omnibus in calamitatibus mortales erigere eoque perducere queat, ut omnibus externis potentiores evadant, in statu maneant, & quicquid eveniat in suum trahant colorem b). Quae quum ita sint, fatis mirari haud possumus, qui fiat, ut e Christianorum grege haud pauci tanta in coelestis ac aeternae veritatis luce iis affulgente fere nunquam sua contenti sint forte c), & in aeternis rebusque adversis adeo abjiciant animum, ac si e numero essent eorum, qui ab Apostolo non habentes spem praedicantur d).

A 2

Cui

- a) Quod Christianae religioni magna insit praestantia, accurate copioseque a Theologis jam disputatum est. Huc referendi sunt Sig. Jac. Baumgarten & alii, qui de praestantia religionis revelatae praenaturali scripserunt, nec non Joh. Frid. Wuchererus in Praecogn. Th. Dogm. §. 192. seqq.
- b) Cujus rei testimonium perhibet David ille vates divinus: Verbum nisi tuum, Deum alloquens, inquit, solatio fuisset mihi, meis interissem aeternis Ps. 119. 92. Id, quod adhuc omnibus vere piis usu venit.
- c) De temeritate eorum, qui non contenti sua sorte diversa sequentes laudant, per bene Horatius in lib. I. Satyr. I.
- d) 1 Tess. 4, 13.